

Sabine Kienitz, **Beschädigte Helden. Kriegsinvalidität und Körperbilder 1914–1923** (Krieg in der Geschichte; 41), Paderborn/München/Wien/Zürich: Ferdinand Schöningh 2008, 381 S., 18 Abb., EUR 39,90, ISBN 978-3-506-76537-6.

Die Kulturwissenschaftlerin Sabine Kienitz legt – in dem schon lange erwarteten Band – das Ergebnis ihrer Studien zur Geschichte der deutschen Kriegsverletzten und ihrer Wahrnehmung im und nach dem Ersten Weltkrieg nun auch als Monographie vor. Kienitz, die sich mit dieser Arbeit 2003 habilitiert hat, operiert an einer Schnittstelle der Disziplinen: Als „historisch arbeitende[r] Ethnographin“ (9) ging es ihr im hier zu besprechenden Band nicht um „eine chronologisch-stringente (Sozial-)Geschichte der Kriegsinvaliden“, sondern um „eine komplexe historische Anthropologie der Versehrtheit“ (348).

Für die Autorin ist der Körper zum einen „als Gegenstand von Diskursen und Zuschreibungen ein zentrales Medium der Kommunikation über den Krieg“, zum anderen „als Gegenstand der Zurichtung und Rekonstruktion von Invalidität auch eine gesellschaftliche Praxis“ (13). Die Gliederung des Buches folgt dieser Zweiteilung: Es behandelt gewissermaßen Repräsentationen und „kulturelle Objektivationen“ (24) des Körpers und geht dabei explizit nicht chronologisch, sondern thematisch vor. Es enthält neben einer Einleitung („Krieg. Körper. Erfahrung“) und einem Resümee („Zu einer historischen Anthropologie der Versehrtheit“) zwei Hauptteile.

Quellenbasis der Untersuchung, deren Literaturrezeption absolut beeindruckend ist, indem sie alle einschlägigen Publikationen aus dem angloamerikanischen und dem (gesamten!) deutschsprachigen Raum wahrnimmt, sind einerseits Bildquellen, andererseits Texte, wobei hier das Schriftgut von Behörden, Presseartikel, autobiographische Schriften, Publikationen aus dem Feld der Kriegsbeschädigtenfürsorge und Belletristik nebeneinander stehen und gleichermaßen als „zeitgenössische Repräsentationen“ verstanden werden, „mit denen sich die Kriegs- und Nachkriegsgesellschaft über ihre Deutung der Rolle und Figur des Kriegsinvaliden verständigt hat“ (29). Den Anfang macht die Autorin mit jenen Darstellungen der Kriegsbeschädigten, wie wir sie aus den Bildern von George Grosz und Otto Dix, aber auch aus der fotografischen Überlieferung des Pazifisten Ernst Friedrich kennen: prothesenbestückte Kriegskrüppel, groteske Wesen zwischen Mensch und Maschine einerseits, Kiefferverletzte mit grausam entstellten Gesichtern andererseits – alles Abbildungen, die mehr als nur Darstellung sein wollten, Abbildungen, die Aussagen über den Krieg trafen. Nichts schien sich nämlich besser als Symbol vielfältiger – einander auch widersprechender – Erfahrungen und Standpunkte zu eignen als der durch den Krieg beschädigte Männerkörper. Die Figur des Kriegskrüppels wurde wegen ihres „zeichenhaften Charakters“ (43) nicht nur zum „Teil einer neuen sozialen Ikonographie“ (13), sondern – was die vorliegende Studie detailreich herausarbeitet – auch zum deutungs-offenen Sinnbild: für Heldenmut und Opferbereitschaft, aber auch für die Zerstörungskraft des modernen Krieges (und damit Mahnmal gegen den Krieg), Sinnbild für die Wiederherstellbarkeit der Körper (und damit Zeugnis medizinischen Fortschritts), aber auch für nationale Demütigung und militärische Niederlage.

Der erste Teil des Bandes („Körper und Moral: Der Kriegsinvalide als Medium der Sinnstiftung“) beschäftigt sich mit den zeitgenössischen Zuschreibungen von Bedeutungen – mit einem Aspekt des Themas also, der vor allem deshalb so spannend ist, weil ganz offenbar das ständige Changieren zwischen den beiden Zuschreibungen „Held“ und „Opfer“ als zentrales Charakteristikum der Figur des Kriegsbeschädigten ausgemacht werden kann. Beide Bilder sind als Ergebnisse von Deutungen und Konstruktionen zu lesen und setzen in der Folge die verschiedensten Ausgrenzungs- und Stigmatisierungsprozesse in Gang. Der zweite Teil des Bandes („Die Materialität des Körpers: Transformationen und Verkörperungen“) widmet sich der „Verkörperung“ von Erfahrung. Zum einen wird hier der Blick auf die Rekonstruktion der verletzten Körper durch Chirurgie und Prothetik gelenkt sowie auf jene Körperbilder, die diese im Zuge des Krieges gewaltig aufgewerteten medizinischen Fächer über mediale Inszenierungen und Visualisierungen der wieder arbeitsfähig gemachten Kriegsbeschädigten produzierten. Zum anderen wird jenen Irritationen nachgegangen, die sich durch Kriegsbeschädigungen für Konzepte der Männlichkeit ergaben, wobei Kienitz die These von der zerstörten Männlichkeit am Extrembeispiel der Kastration abhandelt. Am Ende verfolgt sie die Frage nach der Bedeutung der Figur des Kriegsbeschädigten für die Erinnerung an den Krieg. In den Prozessen dieser Erinnerung, die gleichsam „im zerstörten Körper konserviert“ (31) war, waren Kriegsbeschädigte (vor allem über ihre großen Opferverbände) nicht nur Objekte, sondern auch Subjekte der Zuschreibungen, mussten doch gerade sie im Kampf um Versorgungsansprüche den Bezug zwischen ihren beschädigten Körpern und dem Krieg immer wieder herstellen.

Die Beziehung zwischen den Kriegsinvaliden und der Nachkriegsgesellschaft war keine konfliktfreie. Das lag am Paradoxon, dass Kriegsbeschädigte Opfer, aber am Leben waren. Sie hatten ein Opfer gebracht (*sacrificium*) und waren dadurch Opfer geworden (*victima*). Die Scheidelinie zwischen diesen sich eigentlich ausschließenden Zuschreibungen von Aktivität und Passivität war die Kriegsniederlage. Waren Kriegsbeschädigte während des Krieges noch auf den „Dank des Vaterlandes“ vertröstet worden, so mussten sie spätestens nach Kriegsende feststellen, dass dieser Dank juristisch nicht einklagbar und ihr Heldenstatus nicht von Dauer war. Weitere Adaptionen waren notwendig, um zur Gruppe der „würdigen“ Kriegsbeschädigten zu zählen: Integration, Arbeitswilligkeit und die Unterlassung jeder appellativen Zurschaustellung der eigenen Verwundung waren gefordert. Besonders gut ist der Normalisierungsdiskurs am Beispiel der Prothesen darstellbar, deren Funktion oft bloß darin zu bestehen schien, Kriegsbeschädigungen zu kaschieren. Auch die massenhaft überlieferten fotografischen Darstellungen von Kriegsbeschädigten mit Prothesen – ursprünglich im medizinischen Kontext entstanden, bald aber auch zu Werbezwecken genutzt – sind daher nicht nur als „Teil eines rituellen Bewältigungshandelns“ und „Einhegung des Schreckens“ (214) zu verstehen, sondern hatten auch normativen Charakter.

Nachhaltig beschädigt wurden die Körperbilder der betroffenen Männer. Männer der verschiedensten sozialen Schichten waren als Soldaten eingezogen gewesen, die ver-

schiedensten Männlichkeitskonzepte wurden daher in Frage gestellt. Wie stark Männlichkeit an den Körper gekoppelt war, zeigte sich „im Moment der Zerstörung“ (257), dann, wenn scheinbar sicheres Wissen zerbrach und der Konstruktionscharakter von Männlichkeit deutlich wurde. Kienitz denkt hier nicht dekonstruktivistisch, sondern folgt einem handlungstheoretischen Ansatz, indem sie den Körper nicht als passiven Ort von deutenden Zuschreibungen fasst, sondern in seiner Doppelrolle als „aktive[n] Part von gesellschaftlichen Aushandlungsprozessen und zugleich deren Produkt“ (256).<sup>1</sup>

Konsequenterweise greift für die Autorin daher auch Aleida Assmanns statisches Konzept vom „Körpergedächtnis“ zu kurz. Der Kriegsbeschädigte ist nicht jenes überzeitliche und allgemeingültige Symbol des kollektiven Gedächtnisses, als den ihn Assmann darstellt, sondern – wie Kienitz überzeugend belegt – ein Konstrukt und als solches Veränderungen unterworfen: So führt etwa nicht nur das Gebot der Unsichtbarkeit, sondern auch die rechtliche Gleichstellung von Kriegs- mit Unfallinvaliden im Jahr 1924 dazu, dass die symbolische Bedeutung von Kriegsbeschädigungen verloren ging, bis diese Zeichen für spätere Generationen gar nicht mehr lesbar waren. Für Österreich, das eine vergleichbare juristische Regelung nicht kannte, könnte man dies aber – das sei hier noch ergänzt – nicht behaupten.

Kriegsbeschädigte sollten also in der Gesellschaft aufgehen und gar nicht mehr als solche erkennbar sein. Trotzdem mussten gerade die Kriegsbeschädigtenorganisationen immer wieder an den Krieg erinnern, den Sonderstatus ihrer Klientel betonen und sich der Zeichenhaftigkeit der beschädigten Körper bedienen, um Versorgungsansprüche vertreten zu können. Auch individuell musste jeder einzelne Kriegsbeschädigte in der Konfrontation mit den medizinischen Gutachtern den Nachweis des Zusammenhanges zwischen seinem Leiden und dem Krieg immer wieder erbringen. Außerhalb dieses Zusammenhanges sollte er hingegen – ein unlösbarer Widerspruch – der gesellschaftlichen Anerkennung und Normalisierung halber möglichst wenig auf seine Kriegsbeschädigung verweisen.

In der Historiographie wurde in der Vergangenheit – zum Teil nur wenig überzeugend – die These einer politischen Entfremdung der Kriegsbeschädigten von der Weimarer Republik vertreten.<sup>2</sup> Kienitz ergänzt diese These um einen spannenden Erklärungsansatz, indem sie auf die Symbolkämpfe hinweist, die in der deutschen Nachkriegsgesellschaft speziell über den Opferbegriff geführt wurden. An diesen waren auch die Kriegsbeschädigten beteiligt, die – je mehr ihr Sonderstatus in Frage gestellt wurde – desto eher geneigt waren, sich für die „revanchistische Mythenbildung in der Weimarer Republik“ (340) zu interessieren.

1 Vgl. dazu Sabine Kienitz, Körper-Beschädigungen. Kriegsinvalidität und Männlichkeitskonstruktionen in der Weimarer Republik, in: Karen Hagemann u. Stefanie Schüler-Springorum Hg., Heimat-Front. Militär und Geschlechterverhältnisse im Zeitalter der Weltkriege, Frankfurt a. M./New York 2002, 188–207.

2 Vgl. vor allem Deborah Cohen, *The War Come Home. Disabled Veterans in Britain and Germany, 1914–1939*, Berkeley/Los Angeles/London 2001.

Zuletzt sei noch die starke Konzentration dieses Bandes auf *sichtbare* Kriegsinvalidität erwähnt. Wenn man – wie Kienitz – Michael Geyers These folgt, nach der Kriegsbeschädigte nicht nur Produkt des Krieges, sondern auch „Produkt der Gesetzgebung und der Vorstellung von Experten über die Gesundheit des Einzelnen und der Gesellschaft“<sup>3</sup> sind, so muss man deutlich machen, dass die überwiegende Mehrzahl der Betroffenen gerade nicht an sichtbaren Verletzungen litt, sondern an Kriegserkrankungen – also verschiedenen inneren Krankheiten, vor allem an Tuberkulose. Kienitz spricht dies zwar aus, problematisiert diesen Aspekt jedoch nicht. Sie nimmt die durch die Gesetzgebung konstituierte Gruppe der Kriegsbeschädigten nicht in ihrer Gesamtheit in den Blick und baut ihre Thesen letztlich ganz auf der Figur des ‚klassischen‘ – seiner Gliedmaßen beraubten – Kriegsversehrten auf. Diese sind allerdings auch zeitgenössisch Synonym für *alle* Kriegsbeschädigten gewesen. Will man also Diskurse untersuchen, so ist es gewissermaßen konsequent, dieser Perspektive zu folgen.

Die Autorin hat ein komplexes Werk vorgelegt, das sich nicht auf Anhieb erschließt. Liest man es in einem Zug, so gewinnt man den Eindruck eines in ‚Schlaufen‘ geschriebenen Textes, findet einiges redundant und vieles nicht fertig ausgeführt. Wirklicher Schwachpunkt sind die Kapitelüberschriften, deren unterste Ebene nicht im Inhaltsverzeichnis aufscheint und die den Text in ganz kleine Stücke zerlegen. Diese Überschriften verwirren eher, als dass sie gliedern, sie wirken willkürlich und nachträglich hinzugefügt. Hinzu kommt, dass das Buch über weite Strecken aus der Analyse von Textsorten und Abbildungen besteht, was zur Folge hat, dass sich oft Beispiel an Beispiel reiht und man in der Fülle dieser „zeitgenössischen Repräsentationen“ manchmal zu ertrinken droht. Irritation erzeugen besonders jene Kapitel, die nicht mit einer Zusammenfassung, sondern mit einer Geschichte enden, was am auffälligsten beim Schluss des ersten Hauptteils ist. Es mag sich hier jedoch – das sei eingeräumt – vielleicht um einen intendierten Bruch mit herkömmlichen Lesegewohnheiten handeln: Am Prinzip der Chronologie geschulte Lesende sind durch das hier präsentierte „Schichtenmodell“ (29) zunächst wohl verwirrt, doch können sie bei hartnäckiger Lektüre eine erstaunliche Fülle von klug verknüpften Gedanken und Zugängen finden.

Sabine Kienitz hat mit diesem Band die Kriegsfolgenforschung um einen wichtigen und spannenden Beitrag bereichert. Sie hat in einem Forschungsfeld, das an Aspekten ungewöhnlich reich und wahrscheinlich auch deshalb noch lange nicht vollständig bearbeitet ist, eine Lücke geschlossen.

*Verena Pawlowsky, Wien*

<sup>3</sup> Michael Geyer, Ein Vorbote des Wohlfahrtsstaates. Die Kriegsopferversorgung in Frankreich, Deutschland und Großbritannien nach dem Ersten Weltkrieg, in: *Geschichte und Gesellschaft. Zeitschrift für Historische Sozialwissenschaft*, 9, 2 (1983), 230–277, 234.